

Neue Bücher

Jakobus KAFFANKE OSB, Thomas KRAUSE, Edwin E. WEBER (Hg.), *Es lebe das „Geheime Deutschland“! Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Person – Motivation – Rezeption*. Beiträge des Sigmaringer Claus von Stauffenberg-Symposiums vom 11. Juli 2009 (= Anpassung – Selbstbehauptung – Widerstand, Bd. 30), Münster (LIT Verlag) 2011, 217 S. mit zahlreichen Abbildungen, ISBN 978-3-643-10144-0, € 24,90.

Das Symposium, dessen Beiträge in diesem Band nun nach zwei Jahren publiziert werden, fand nicht ohne Grund gerade in Sigmaringen statt. Dort befindet sich seit 1959 die 10. Panzerdivision der Bundeswehr, die 1961 unter dem damaligen Verteidigungsminister Franz Josef Strauß nach dem Attentäter des 20. Juli 1944 den Namen Graf-Stauffenberg-Kaserne erhielt. Die Division nahm nun das Jubiläum ihres 50-jährigen Bestehens zum Anlass, gemeinsam mit dem Landkreis Sigmaringen und der Erzabtei Beuron des Benediktinerordens namhafte Historiker, Theologen, Juristen, Germanisten und Militärs zu diesem Symposium einzuladen, um so „an Claus Schenk Graf von Stauffenberg als Namensgeber der Sigmaringer Kaserne und Vorbildgestalt der Bundeswehr im demokratischen Rechtsstaat zu erinnern“ (1). Dieses Gedenken sollte unter drei Hauptaspekten stehen: 1. Darstellung des Werdegangs des Grafen Stauffenberg sowie seines geistigen und religiösen Hintergrunds; 2. Aufweis seiner Motivation zum Widerstand und Aufstand gegen die nationalsozialistische Gewalt- und Unrechtsherrschaft; 3. Behandlung der Rezeption des Hitler-Attentäters in Wehrmacht und Bundeswehr sowie der mit Graf Stauffenberg verbundenen „Erinnerungskultur“, wobei hier auch lokalhistorische Entwicklungen Berücksichtigung finden sollten (vgl. das Geleitwort der Veranstalter, 1f).

Was den *ersten* Aspekt angeht, so wird man nach der Referenz-Biographie von Peter Hoffmann kaum große Neuigkeiten erwarten; dennoch gelingt der Historikerin Doris Astrid Muth eine sehr informative ergänzende Darstellung der Familiengeschichte der Schenken von Stauffenberg seit ihrem ersten Erscheinen im 13. Jahrhundert. Sie schöpft dabei aus z.T. entlegenen Studien von Gerd Wunder, Sylvia Schrauth und Anselm Doering-Manteuffel – Autoren, die bei Hoffmann nicht genannt werden. Die Stauffenbergs gehörten demnach zum alten südwestdeutschen katholischen Adel, der sich im Dienste der Habsburger und der Reichskirche hohe Stellungen erwarb und der nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches bedeutende Positionen in den Königreichen Bayern und Württemberg bekleidete. Es ist in diesem Zusammenhang sicherlich sinnvoll, den von Jakobus Kaffanke herausgearbeiteten religi-

ösen Katholizismus Stauffenbergs als in dieser Familientradition ganz selbstverständlich verwurzelt zu charakterisieren und insofern auch nicht überzubewerten. Doris A. Muth kommt das Verdienst zu, auf dem Hintergrund dieser Familientradition, in der Stauffenberg ganz natürlich verwurzelt war und aus der er einen Gutteil seines Selbstbewusstseins herleitete, dem Motivstrang der Rettung des Wertes der Familie als Institution angesichts ihrer Bedrohung durch den Nationalsozialismus im Persönlichkeitsbild von Stauffenbergs plastische Geltung zu verschaffen.

Damit sind wir *zweitens* bei den Motiven von Stauffenbergs, die ihn zum handelnden Attentäter werden ließen. Dass diese Motivlage komplex war und dass sie von Stauffenberg relativ spät in den aktiven Widerstand und zum Attentat trieb, ist bei den Referenten unumstritten. Dass diese Motive familiäre, militärische und politische Züge hatten, ist anerkannt, und dass bei den politischen Gründen Stauffenbergs die Geltendmachung demokratischer und parlamentarischer Gesichtspunkte keine Rolle spielten, ebenso. Die Gebrüder Stauffenberg wollten nach außen Deutschland als europäische Macht und nach innen den Rechtsstaat bewahren, den sie sich im Übrigen ständisch geordnet vorstellten (vgl. hierzu die luziden Ausführungen von Wolfram Wette). Ein Höhepunkt der Tagung war in diesem Zusammenhang der Beitrag von Thomas Karlauf, dessen monumentale Biographie über Stefan George erst 2007 erschienen war. Sein aktueller Beitrag machte deutlich, dass der Attentäter des 20. Juli die Motive aus der militärischen und politischen Gegnerschaft zu Hitler mit vielen teilte, dass es aber seine Zugehörigkeit zum Kreis um Stefan George war, die ihm jenes Ethos der Tat vermittelte, das ihn zum unbedingt Handelnden werden ließ. Dass dieses Handeln nicht nur poetisch, sondern auch juristisch gedeckt ist, stellt der Jurist Wolfgang Graf Vitzthum in seinem Beitrag eindrucksvoll dar. Vor diesem Hintergrund bekommen auch die Argumente, die für den Ausruf „Es lebe das geheime Deutschland“ als letztem Vermächtnis von Stauffenbergs in diesem Wortlaut angeführt werden, neues Gewicht. Dass dieses „Geheime Deutschland“ nicht nur ein Privatmythos des Stefan-George-Kreises war, zu dem auch Ernst Kantorowicz gehörte, der durch sein Buch über Friedrich II. von Hohenstaufen in den 20er-Jahren berühmt wurde, sondern aus der Rezeptionsgeschichte der Staufer selbst stammt, unterstreicht die Bedeutung dieses letzten Bekenntnisses. Es war eine glückliche Entscheidung der Herausgeber, den diesbezüglichen Beitrag des Landeshistorikers Thomas Zotz nachträglich noch in den Tagungsband aufzunehmen.

Was schließlich *drittens* die Geschichte der Bewertung von Stauffenbergs Tat angeht, so wurde die Phaseneinteilung von Wolfram Wette, die nach Diefamierung und Heroisierung nun eine Periode der Historisierung im Blick auf das Attentat und seinen Täter feststellt (74), eindrucksvoll bestätigt. Dabei zeigt der Militärhistoriker Winfried Heinemann, wie sehr diese Sehweisen an die allgemeine Wahrnehmung des Dritten Reiches in der Geschichte der Bundesrepublik und der DDR gebunden waren. Wie schwer sich Politiker, wie z. B. Theodor Heuss oder Kai-Uwe von Hassel und hochrangige Militärs (Ge-

neralinspekteur Adolf Heusinger, General von Kielmannsegg) bis in die 70er-Jahre hinein taten, einen Spagat zu schaffen zwischen der anerkennenden Würdigung der Verdienste von Stauffenbergs und den verbliebenen Ressentiments gegenüber dem Attentäter in Gesellschaft und Militärkreisen, zeigen nicht zuletzt Reden, die u.a. eben auch in Sigmaringen aus verschiedenen Anlässen gehalten wurden. Es sind diese lokalhistorischen Berichte über die Fundamentalopposition des evangelischen Pfarrers von Sigmaringen gegen die Ansiedelung einer Kaserne der neuen Bundeswehr, über die Einweihung der Kaserne, über ihre Benennung und über die Erstellung eines Denkmals zu Ehren Stauffenbergs auf dem Gelände der Kaserne, die dieser kleinen Rezeptionsgeschichte Dramatik und konkretes Kolorit geben.

Insgesamt liegt mit diesem lesenswerten Band eine sehr facettenreiche Darstellung des Werdegangs Claus Schenk Graf von Stauffenbergs vor. Wichtige Prägungen dieses Mannes durch die Tradition der Familie, durch die frühe Begegnung mit dem Meister Stefan George und seinem Kreis, durch die Reflexion über Aufgabe und Stellung der Führungselite der Wehrmacht, durch die politischen und militärischen Entwicklungen des Dritten Reiches, die zum Attentat gegen Hitler führten, werden prägnant dargelegt. Und schließlich gelingt diesem Band eine lebensnahe und teilweise dramatische Aufzählung der Rezeptionsschritte, die zur heutigen Anerkennung von Stauffenbergs als einer vorbildlichen und zugleich denkwürdigen Gestalt in Militär und Gesellschaft Deutschlands geführt haben.

(Rainer JEHL)

Roberto ZAPPERI, *Abschied von Mona Lisa. Das berühmteste Gemälde der Welt wird enträtselt* (aus dem Italienischen von Ingeborg Walter), München (Verlag C.H. Beck) 2010, 160 S., ISBN 978-3-406-59781-7, € 19,95.

In seiner neuesten (deutschen) Veröffentlichung parliert der (italienische) Historiker und Schriftsteller Roberto Zapperi in gewohnt fast belletristischer Manier über die Entstehungsgeschichte der „Mona Lisa“ und fügt den bislang schon vielen Deutungen dieses Porträts unter Verwendung zweier schon bekannter Interpretationen eine neue hinzu. Meistens wird berichtet, die abgebildete „Mona Lisa“ sei eine gewisse Lisa del Giocondo gewesen, weil dieser Name in einer handschriftlichen Anmerkung Agostino Vespuccis über zwei Bilder Leonardo da Vincis fällt. Doch war dieser Erwähnung kein Beweismittel in Form eines Bildes beigelegt, sodass die Zuschreibung doch nicht verbindlich getroffen werden konnte, ungeachtet 1) aller namentlichen Übereinstimmung und biografischer Verbindungen zwischen Leonardo und besagter Lisa, und 2) noch dazu ungeachtet einer zusätzlichen Nennung eines Auftrags über ein entsprechendes Porträt – das auch von dem ersten aller Künstlerbiografen, Giorgio Vasari, erwähnt wird. Doch auch das fungiert nicht als Beweis, nur als ein Indiz, ebenso unbeweisbar wie alle anderen Thesen, angefangen von der These eines reinen Idealbildes ohne jeden Bezug

zu einer realen Person, bis hin zur Annahme der Herzogin Isabella von Aragon als Modell (die einige Zeit wie auch Leonardo am Hofe von Mailand lebte, die ein Wappen trug, dessen Windungen einer Schlange verschiedentlich mit der Flusslinie auf dem Hintergrund der Mona Lisa gleichgesetzt wurden, und deren Nachkommen angeblich der Mona Lisa sehr ähneln). Es gibt auch Stellungnahmen darüber, dass die Züge der Mona Lisa eigentlich Leonardos eigene sein könnten, oder vielmehr vielleicht sogar die von Leonardos angeblicher homosexueller Liebschaft, einem Nacktmodell namens Andrea Salaino Florentine, dessen Zweitname wegen zweier seiner weiteren Vorlieben, nämlich dem Lügen und Stehlen, zum pejorativen Spitznamen Salai abgekürzt wurde. Demnach wurde der Name Mona Lisa auch schon früh als ein Anagramm zu „mon salai“ gedeutet. Doch gäbe es laut Zapperi da auch noch die Möglichkeit, dass Giuliano de Medici, jüngerer Bruder von Pietro II. de Medici und von Leo X., Schwiegersohn des französischen Herzogs Philipp II., Regent von Florenz und Schulden anhäufender Lebemann – Zapperi kennzeichnet ihn als „hemmungsloser Libertin, ein Don Giovanni der Renaissance, immer der Liebe und den Frauen hinterher“ (36), und berichtet, dass er sich sogar von seinen Eroberungen hat mit Edelsteinen eindecken lassen – dass eben dieser Giuliano seinem unehelichen Sohn Ippolito de Medici ein Bild seiner Mutter habe anfertigen lassen. Diese (wahrscheinlich) unbekannte Frau (Zapperi nennt in einem Interview mit der SZ dann doch den Namen Pacifica Brandano), eine der vielen Liebschaften Giulianos, war zwar kurz nach Geburt dieses Söhnchens gestorben, doch wurde das Kind im Glauben gelassen, sie sei noch am Leben. Als Giuliano 1515 auswärts seine Hochzeit mit Filiberta von Savoyen feierte, erzählt der kleine Junge jedem, sein Vater sei abgereist, um seine Mutter zu holen. In einem zeitgenössischen Brief heißt es: „So antwortete er dem Papst, und seine Heiligkeit hat sich fast totgelacht“ (Bernardo Dovizi da Bibbiena nach Zapperi, 99). Das sind die Anekdoten, die den Reiz des vorliegenden Buches ausmachen. Alleine die Geschichte Giulianos und damit auch die Hinführung zum eigentlichen Thema nimmt so fast zwei Drittel des Buches ein. Doch ist man Zapperi dankbar für diese geführte Wanderung durch das komplette Leben Giulianos hin zu eben dieser Stelle mit der Vermutung, die „Mona Lisa“ sei ein Auftrag Giulianos an Leonardo über das fiktive Abbild einer realen Mutter aus Urbino – ob zur Täuschung oder zum Trost bleibt ungeklärt. Und auch hier gilt wieder: Die Hintergründe des Ganzen machen den eigentlichen Reiz von Zapperis Werk aus, wie zum Beispiel an dieser Stelle die Schilderung von der anonymen Aussetzung eines Kindes, das dann doch noch zu einem Heim, Reichtum und einem Maulesel kam. Darum darf niemand, der Zapperis Bücher kennt, monieren, dass das Buch nicht den im Titel angekündigten „Abschied von der Mona Lisa“ vorführt, denn niemand würde das wollen, und Zapperi als ehemaliger Warburg-Professor am allerwenigsten. Ein wirklicher Abschied wäre nur eine ganz freche These gewesen, wie vielleicht die Unterstellung der Verwendung einer *camera obscura*, und dann die Schlussfolgerung: Die Ähnlichkeit zwischen den Gesichtszügen der „Mona Lisa“ und Leonardos

„Johannes dem Täufer“ sei kein Zufall; sogar der an der Mona Lisa viel gerühmte Silberblick wiederholt sich da; und ihre Locken begegnen auch auf einer von Leonardos Engelsdarstellungen, die so ungeniert fleischlich daherkommt, dass man an der beständigen Erhabenheit des Meisters Zweifel anmelden sollte, und auch an derjenigen der „Mona Lisa“. Ein entsprechender Nachweis erst wäre dann ein Abschied vom althergebrachten Bild der „Mona Lisa“. Aber der von Zapperi geführte ist insofern keiner, als er der weiten (und in aller Regel nicht so deftigen) Literatur rund um die Mona Lisa ein weiteres Schmuckstück hinzufügt für alle, die solche aufwendigen und detaillierten Betrachtungen mögen. Kein Buch für jeden, aber für Schöngelüste, Historiker und an Leonardo und der Renaissance Interessierte unerlässlich, und insofern kein Abschied von der „Mona Lisa“, sondern ein mußevolles und feierliches Wiedersehen.

(Stefanie VOIGT / Markus KÖHLERSCHMIDT)

Heinz-Werner KUBITZA, *Der Jesuswahn. Wie die Christen sich ihren Gott erschufen. Die Entzauberung einer Weltreligion durch die wissenschaftliche Forschung*, Marburg 2011 (Tectum Verlag), 382 S., ISBN: 978-3-8288-2435-5, € 19,90.

Die Bibel sei das am meisten überschätzte Buch der Weltliteratur – das ist die grundlegende und immer wieder formulierte These des Buches *Der Jesuswahn* des promovierten Theologen und Wissenschafts-Verlegers Heinz-Werner Kubitza. Um das zu begründen, führt Kubitza mit viel Akribie, Leidenschaft und Wortwitz Textpassagen der Bibel zu allen relevanten Bereichen vor, von den Anfängen des christlichen Glaubens über den fundamentalistisch anmutenden Gott des Alten Testaments bis zu den vielfältigen Variationen der Jesus-Darstellungen im Neuen Testament, und er konfrontiert all das mit den modernen Fragen nach christlichen Werten in der heutigen Welt. Diese Ideen von Toleranz und Freiheit seien, so Kubitza, im eigentlichen Sinne nicht biblisch grundgelegt, sondern gehörten der Aufklärung an. Umso erstaunlicher sei die fast vorbehaltlose Autorität, die die Bibel nach wie vor genießt, deren oftmals beschönigend übersetzte und „gutgläubig“ ausgewählte Textstellen den Kindern in der Schule als religiöse Allgemeinbildung vorgesetzt werden. Die Vervollständigung solch präsentabler und viel zitierter Passagen mit ihrer jeweiligen, meist ausgesparten Texteinbindung macht Kubitzas Buch wertvoll. Bekannt sind zum Beispiel folgende Passagen aus der Johannes-Apokalypse, vor allem bei Beerdigungen oft verwendet: „[...] und er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen“ (Off 21, 1–4). Diesen tröstenden Zeilen folgen dann „fast übergangslos“ (59) die Worte: „[...] aber die Feiglinge und Treulosen, die Befleckten, die Mörder und Unzüchtigen, die

Zauberer, Götzendiener und alle Lügner – ihr Los wird der See von brennendem Schwefel sein“ (Off 21,8). Nun mag diese Passage nicht nur die damals verfolgten Christen sehr getröstet haben und den moralisch Unangreifbaren der Gegenwart angebracht erscheinen. Es werden heutzutage auch nicht viele die Zeilen kennen, in denen es kurz vorher heißt: „Kommt her, versammelt euch zum großen Mahl Gottes, damit ihr Fleisch von Königen fresset und Fleisch von Obersten und Fleisch von Mächtigen und Fleisch von Pferden und von denen, die darauf sitzen, und Fleisch von allen, sowohl von Freien als Sklaven, sowohl von Kleinen als Großen“ (Off 19, 17b–18). Kubitzka meint dazu: „Man muss nicht unbedingt Vegetarier sein, um hier dankend abzulehnen“ (58). Das leuchtet ein, umso mehr, als dazu zu sagen wäre, dass dieser Appell sich laut Off 19, 17a nicht etwa an kannibalistische Christen richtet, sondern vielmehr hauptsächlich an aassfressende Vögel des Himmels, die sich in Erwartung eines „Abendmahls“ auf Leichenberge und volle Mägen freuen dürfen. Kubitzka listet dergestalt viele Bibelstellen des sozialen Miteinanders oder besser Gegeneinanders von Gläubigen und potenziellen Mordopfern innerhalb der Bibel auf. Zwar entstammten solche Gegenüberstellungen historischen Zeiten, die die politische Korrektheit noch nicht kannten bzw. deutlich anders handhabten. Doch, wie gesagt: Der laut Kubitzka trotz allem generell undistanzierte Umgang mit der Bibel in der Gegenwart sei bedenklich, von historischen Konsequenzen ganz zu schweigen, wie zum Beispiel der Herabsetzung der Frau, die innerhalb der Zehn Gebote „quasi unter den Hausrat gerechnet wird. Wie Esel und Rind gehört sie dem Mann“ (338), genießt also zumindest Tierschutz. Während Textstellen dieser Art amüsieren und einen hohen Unterhaltungswert des Buches gewährleisten, erschreckt andererseits das Ergebnis von Kubitzkas eigener Analyse der Genese der Bibel als einer belletristisch ungemein kreativen Polit-Kampagne (die auch mit dem realen Jesus vielerorts nicht viel gemein hat) angesichts der Fülle an Material. Dass Kubitzka bei dieser umfassenden Übersicht die Außenseiterthesen von Jesus’ eventuellem Indien-Aufenthalt oder seinen Hang zur Selbsterstörung übergeht, zeugt davon, dass er prinzipiell nicht darauf abzielt, in Bausch und Bogen „Gläubige oder deren Glauben zu diffamieren. Doch schon bei an sich kritischen und nichtreligiösen Menschen lassen sich [...] zuweilen Inseln des Irrationalen finden. [...] Seitensprünge ins Abergläubische, die bei diesen wie ein Spleen erscheinen, sind bei Gläubigen jedoch konstitutiv, sie bilden die Grundlage ihrer Weltanschauung im Ganzen, sind ein permanenter Ehebruch gegen die Wirklichkeit [...], geradezu Formen der organisierten Irrationalität“ (12f.). Aber auch ganz undialektisch gesehen lesen sich solche Zeilen unverständlicher, als sie es wohl sind. Das macht nicht zuletzt auch Kubitzkas eigener Hang zur Schöngestigkeit klar, indem er statt eines Nachworts das belletristische Resümee eines Gottes (vor den Türen seines Pflegeheims?) präsentiert, gedacht in der „letzten und kaum mehr wärmenden Herbstsonne“ (359); doch weicht diese plakative Szene letztlich dann doch aus in die verständliche Poesie eines Gedichts – auch eine Form organisierter Irrationalität, aber eine andere, eine ohne Bibelzitate.

Kubitza. „Jesuswahn“ ist nicht nur dieses Kunstgriffs wegen ein bemerkenswertes und polarisierendes Ausnahmewerk, sondern auch ein lesenswertes und gut lesbares Nachschlagewerk in Sachen christlicher Religion – und zwar für beide Seiten, auf die man sich in dieser Sache schlagen kann, auf die Seite der Gläubigen oder auf die der anderen.

(Stefanie VOIGT)